

Dirk Haas

Es war der Architekt Bruno Taut, der vor einhundert Jahren – im Frühlicht der Ersten Moderne – seine Vision vom Neuen Bauen für den Neuen Menschen auf ganz eigensinnige Weise beschrieb: Künftig, so Taut, werde es darum gehen, mit jedem Neuen Haus ein Gewand für die Seele zu bauen.

Ein Haus als Gewand für die Seele – auch heute noch fasziniert ein solches Zukunftsbild des Neuen Bauens, weil sein unbändiger, fast spiritueller Optimismus so sehr viel weiter reicht als die meisten problemorientierten Debatten zur Zukunft des Wohnens, die in den vergangenen Jahrzehnten auch im Ruhrgebiet geführt wurden. Dabei ist noch nicht einmal Tauts Vision vom Neuen Menschen (und seiner Neuen Seele) das eigentlich Bemerkenswerte – die Rede von der Neuen Baukunst für einen Neuen Menschen in einer Neuen Welt war seinerzeit fast allgegenwärtig. Es ist seine Idee vom Nutzen und vom *Sinn* eines Neuen Hauses als Neuem Gewand, die heute vielleicht noch mehr überzeugt als vor einhundert Jahren. Gewänder dienen immer weniger dem Schutz und der Umhüllung des Körpers, sind also kaum noch *bloße* und funktionsgerechte *Bekleidung*, sondern sie fungieren – und dies mehr als je zuvor – als Insignien vielfältigster Lebensstile und selbstgewählter Identitäten: Sie umhüllen die *Seelen* der (Neuen) Menschen.

Wie sehr dies auch für Häuser, Siedlungen oder städtische Räume (als Gewänder im Tautschen Sinne) gilt, erfährt man heute kaum besser als in der Städte-region Ruhr: Die Vielfältigkeit des Ruhrgebiets und seiner Menschen, Lebenswelten, Styles, Sinne und Strukturen (seiner *Seelen*) zeigt sich in der Vielfalt neuer und überraschender Wohnformate (den *Gewändern*), die man in dieser, im herkömmlichen Sinne ganz und gar nicht metropolitanen Region bislang kaum vermutet hat.

Eigenschaften, die lange Zeit als grundlegende Probleme dieser Region gelesen wurden – das Heterogene und das Fragmentarische, das simultane Nebeneinander von Unvereinbarem, das vermeintlich labyrinthische Wirrwarr an Nutzungen, Funktionen und Identitäten, die versteckte Dichte –, sind heute als ihre großen Stärken anerkannt: Die alte Sehnsucht nach eindeutigen Ordnungen ist einem *poetischen Realismus* gewichen, wenn vom Ruhrgebiet und seiner verwünschten Unübersichtlichkeit die Rede ist.

Welche neuen Gewänder – für Alte und für Neue Seelen – ein solches Ruhrgebiet mittlerweile hat, zeigt ein Streifzug durch die Lebenswelten zwischen Dortmund und Duisburg: Lebenswelten von Kim, Henri, Ruth, Carl, Anna, Luis und all den anderen, die sich in den letzten Jahren für – und nicht gegen – die Städte-region Ruhr entschieden haben.

WOHNCLUBBING

Es wird niemanden überraschen, daß man in Gelsenkirchen in restaurierten Zechensiedlungen den bergmännischen Lifestyle nahezu idealtypisch ausleben kann; und daß man in Mülheim, Bochum, Oberhausen und Essen allenthalben Plazas und Campi vorfindet,

verwundert angesichts der überall in Europa stattfindenden Mediterranisierung des öffentlichen Raums ebenfalls nicht mehr; ungewöhnlich ist aber schon, wenn im Ruhrgebiet *ostafrikanisch, nordkoreanisch, argentinisch* oder *japanisch* gewohnt und gelebt werden kann. Wilfried, Anna, Paul und Kim sind allesamt moderne Nomaden (*global hoppers*), deren Heimat nicht mehr an einen konkreten Ort gebunden sein kann. Zumeist aus beruflichen Gründen wohnen sie im Laufe ihres Lebens an verschiedenen Orten in der Welt und sie nehmen deshalb ihre Heimat bzw. das, was ihnen zur Heimat geworden ist, ein jedes Mal mit – besser noch: Sie können darauf vertrauen, daß sie die gewählte kulturelle Heimat auch dort vorfinden, wo sie nun für einen zumeist begrenzten Zeitraum leben werden.

Wilfried (42) möchte nach 15 Jahren Metropolen-dasein künftig nicht mehr auf die Farben, Gerüche und Gerichte seiner kenianischen Heimat verzichten – wo immer er auch, wie jetzt im Duisburger Stadtteil Wannerheimerort, aus beruflichen Gründen (er ist Schiffbauingenieur) wohnt.

Anna (28) lebt zur Zeit in Essen-Stadtwald und liebt es, überall auf der Welt japanisch wohnen zu können. Während ihres Journalistikstudiums in Kobe, für das sie Deutschland nach ihrem Abitur verlassen hatte, wurden die Regeln, Proportionen und Elemente des traditionellen japanischen Hauses zu ihrem *Koordinatensystem*: Das japanische Haus, wo immer es auch steht, ist Annas Heimat.

Die Atmosphäre der manchmal unendlichen Weite argentinischer Pampas und ihrer Haciendas ist schon lange nicht mehr auf den südamerikanischen Kontinent beschränkt; Paul (55), ein deutschstämmiger Argentinier aus Peluajó, arbeitet als Consultant für ein großes Biotechnologieunternehmen im Köln-Düsseldorfer Raum und lebt auf *Resistencia*, einer kleinen Hacienda im Mülheimer Süden.

Und Kim schließlich, die 23-jährige Web-Designerin aus der tiefsten nordkoreanischen Provinz, hat ihren Job im backsteinernen Dortmunder Technologiepark nur deshalb angenommen, weil sie in einem kleinen Gehöft im neuen Emschertal inmitten zahlreicher Überschwemmungsbereiche die notwendige Ruhe, Abgeschiedenheit und Kontemplation findet, die sie für *ihren* Sinn von Heimat braucht. Die ausgedehnten Reisfelder, die sie dort manches Mal sieht, existieren bisher aber nur in ihrer Phantasie.

Wie funktioniert das alles? Kim, Anna, Wilfried und Paul sind Mitglieder sogenannter Wohnclubs, die an vielen prosperierenden Orten in der Welt ihren Mitgliedern genau diejenigen Wohnstile, Umgebungen, kulturelle Einbettungen und transnationale Heimaten organisieren, die diese für sich und ihre Familien ausgewählt haben. Überall dort, wo ihre Clubs präsent sind, können Kim, Anna, Wilfried und Paul *Zuhause Wohnen*.

Die Wohnclubs nehmen dabei über ihre unterschiedlichen Themen und Settings hinaus sehr unterschiedliche Formen an: Neben Vier-Sterne-Montage-Camps großer Unternehmen, abgeschiedenen Club Resorts, die eher auf Freizeitanlagen verweisen, ehrwürdigen Reform-Clubs, die wieder an die Zeit Bruno Tauts und seiner Neuen Menschen erinnern, und Wohnungsbau-genossenschaften, wie sie besonders im Ruhrgebiet

„Unsere Luftschlösser sind zähere Arbeit als das eilige Tagewerk, das angeblich so fest auf der Erde steht. Aber in Wirklichkeit steht es gar nicht auf der Erde, sondern auf herausgeschnittenen Parzellen, Grundstücken und Terrains. Auf der Erde stehen unsere Luftschlösser - auf dem Sterne, auf der Kugel, auf dem Ganzen.“

Adolf Behne (1920)

eine starke Tradition haben, gibt es weltweit mittlerweile fast alles, was an Organisations-, Betriebs- und Eigentumsformen denkbar erscheint. Hier – zwischen Duisburg und Dortmund – sind gleich mehrere dieser Clubs tätig, weil die Region aufgrund ihrer eigenartigen Struktur aus dezidiert *metropolitanen Partikeln*, verstreuten Inseln und ausgedehnten *Landpartien* für alle möglichen Entwürfe von *Identität* und *Heimat*, wie sie Clubs wie *Resistencia*, *Frühlicht* oder *Kan-Si* darstellen, bestens geeignet ist. Weitere Clubs, zum Teil im unmittelbaren Zusammenhang mit der geplanten Ansiedlung von Nanotronic, sind vorgesehen: Auf der Landkarte der 1000 möglichen *Neuen Heimaten* ist die Städtereion Ruhr bereits zu einer der allerersten Adressen geworden.

AIRPORT CITY

Nicht alle neuen Bewohner/innen in der Region sind jedoch auf der Suche nach (Neuen) Heimaten; hier wohnen auch Menschen, die von jedwedem Local Spirit, und sei er auch importiert, verschont bleiben wollen. Moira (35) und Henri (27) sind solche Menschen, die zwar hier wohnen, aber dennoch nicht hier ankommen wollen. Ihr Wohnsitz ist AirportCity, ein Modellstadtteil im Umfeld des Dortmunder Flughafens. AirportCity ist zwar auf dem Stadtgebiet Dortmunds gelegen, hat ansonsten aber wenig Anknüpfungspunkte an das *herkömmliche* Dortmund – sieht man einmal von den zahlreichen Arbeitsplätzen in AirportCity für die Bevölkerung in der Region ab.

Eigentlich sind Moira und Henri sowieso meist ganz woanders unterwegs – leider allzuoft nicht gemeinsam – und so nutzen sie ihre AirportCity vor allem als Basislager. Es muß deshalb auch als ein solches funktionieren: AirportCity ist in bezug auf seine Nutzungen und Funktionen ein nahezu idealtypisch durchmischter Ort, an dem die alltäglichen Dinge bequem auf kleinstem Raum besorgt und erledigt werden können, und ist doch soweit entfernt von alten Idealen der kleinteiligen, durchmischten *Europäischen* Stadt. Deshalb nutzen und kennen Henri und Moira das Dortmund außerhalb ihrer AirportCity kaum. Diese AirportCity ist für die beiden – und das ist ihnen wichtig – wie jede andere AirportCity auch: Es gibt keine Unterschiede und es gibt keine Besonderheiten.

Das, was sie am Ruhrgebiet schätzensgelernt haben – und da nehmen sie dann doch einmal Bezug auf die Region und ihre Eigenarten – sind die Großzügigkeit und eine beinahe notorische Nachlässigkeit: Hier kann man leben, ohne daß man hier – im *richtigen* Ruhrgebiet – leben wollen muß, also ohne Verpflichtungen und Vereinnahmungen durch regionale Kultur, Traditionen und Identitäten. Moira und Henri meinen, daß andere Metropolregionen gerade hier eine ganze Menge vom Ruhrgebiet lernen könnten. Mailand, Paris oder Berlin seien beispielsweise Städte, die die Bewohner/innen ihrer AirportCities noch viel zu sehr mit Verweisen auf und Inszenierungen von lokalen kulturellen Traditionen behelligen würden. Und deshalb lebten die beiden eben nicht dort, sondern hier – in der AirportCity der Städtereion Ruhr. Keine Heimat ist vielleicht auch eine Heimat.

FLACH WOHNEN UND LANG LEBEN

Die Großstadt ist nicht mehr modern – das umstrittene Postulat des amerikanischen Architekten Frank Lloyd Wright, das er im Kontext seiner Utopie vom guten Leben in einer *Broadacre City* formuliert hat, ist in der Wirklichkeit – zwischen Dortmund und Duisburg – längst und auf eine neue Art angekommen. Die Städtereion Ruhr ist eine der großen Metropolregionen, die – wenn auch nicht ganz freiwillig – die modernen Eigenschaften des Nicht-Mehr-Großstädtischen am ehesten erkannt und weiterentwickelt haben. Hier kann man, von Autobahnen, U-Bahn-Linien, Magnetbahntrassen und Flugkorridoren umgeben, auf ideale Weise ein vorstädtisches (oder besser: nachstädtisches) Leben in großzügigen Cottages mit weitläufigen Gärten führen, Pferde und Hühner halten, Schafe und Truthähne züchten. Solche Kleinsiedlungen zählen mittlerweile zu den beliebtesten Wohnformen in der Region, die zu einem zweiten Mekka der Slowfood-Bewegung geworden ist. Victor (43), Rosa (37) und Luis (29) sind deshalb mit ihren fünf Kindern vor drei Jahren aus dem italienischen Bologna in eine neue Kleinsiedlung in Duisburg-Binsheim umgezogen. Rosa und Luis arbeiten vormittags als Broker im Duisburger LogPort und betreiben nachmittags zusammen mit Victor ökologische Landwirtschaft: Über den Eigenbedarf hinaus – und der ist bei einem Achtpersonenhaushalt sicher nicht gering – beliefert ihr kleines Unternehmen die Slowfood-Läden der Region mit frischem Gemüse und eigenem Käse. Ihr Haus haben sie natürlich selbst gebaut.

Während die Siedlung in Binsheim überwiegend von gutsituierten *Stadtflüchtlings* bewohnt wird, sind in anderen Zwischenräumen der Städtereion auch Kleinsiedlungen entstanden, die für Menschen mit sehr wenig Einkommen zur Heimat geworden sind. Die Cottages sind hier weniger großzügig, die Gärten weniger weitläufig und Pferde findet man kaum. Daneben gibt es aber erstaunliche Gemeinsamkeiten zwischen *armen* und *reichen* Kleinsiedlungen, die sich durch diesen gemeinsamen Entwurf vom Leben *vor* oder *nach* der Stadt begründen.

Bekanntestes Beispiel einer solchen nachstädtischen Kleinsiedlung ist aber nicht Victor's Neue Heimat in Binsheim, sondern *Sieben Planeten* – entstanden im Übergangsbereich zwischen Dortmund, Bochum und Witten und eine der ersten gemeinsamen *urban development zones* der Städtereion Ruhr zu Beginn dieses Jahrhunderts. Daß es dort heute alles andere als *urban* zugeht, man sich eher in einem *geschrumpften* und sedierte englischen Villen-Vorort wähnt, stört die damaligen Initiatoren mittlerweile nicht mehr – die meisten wohnen heute selbst dort.

Am Anfang war das noch anders. Das Ruhrgebiet hatte zwar – mit den Zechensiedlungen für die Einwanderer/innen aus dem größtenteils ländlichen Polen, seinen vielen Kleingartenkolonien oder der Grabelandkultur der ursprünglich aus dem Nachbarland Türkei abstammenden Ruhrgebietsbevölkerung – eine starke Tradition im Kleinsiedlungswesen. Dennoch war es lange Zeit kaum möglich, neue Kleinsiedlungen, wie sie jetzt mit *Sieben Planeten* oder in Binsheim entstanden sind, zu entwickeln. Mit dem Dogma des verdichteten, flächensparenden Bauens waren *großzügige Cottages*

und *weitläufige Gärten* nicht zu machen. Erst als man erkannte, daß es für die Entwicklung der Region nicht besonders nachhaltig ist, nachstädtische Siedlungsformen ausschließlich in das weite Umland des Ruhrgebiets abzurängen, hatten neue Kleinsiedlungen wieder eine Chance – und *Sieben Planeten* konnte, ungeachtet seiner ursprünglichen Bestimmung als pulsierende urbane Enklave der Neu(nt)en Stadt, zu dem werden, was es heute ist: Ein Ruhesitz für Alte Pioniere, ein Stück Florida der Städtereion Ruhr.

UNITÉS -WOHNEN IM GROßEN UND GANZEN

Die Pentimenti der Städtereion Ruhr: Seine Vergangenheit, seine historischen Zukunftsentwürfe haben nicht nur dieses beträchtliche Reservoir an Brachflächen und Zwischenräumen hervorgebracht, das nun irgendwo zwischen der Alten Stadt und dem Alten Land neu besiedelt werden kann. Die Städtereion ist darüber hinaus voll von baulichen Großformen, *wirklich* großen Gebäuden, die ihre ursprünglichen Bestimmungen längst verloren haben (Maschinenhallen, Wassertürme, Kraftwerke, Gasometer, aber auch Bürotürme, Kirchen, Hallenbäder und Kaufhäuser). Sie sind manchmal Landmarken und Symbole des Städtischen, ohne die das Ruhrgebiet für viele nicht mehr begreifbar ist; manchmal sind sie aber auch einfach nur groß, monströs. In den vergangenen Jahrzehnten sind viele dieser großen Gebäude zu Kulturfabriken, Museen, Konzerthallen, Technologie- und Gründerzentren umgenutzt worden – und dennoch sind viele, sehr viele übriggeblieben.

In einem dieser Überbleibsel wohnen Carl (30), Leni (31) und ihr Sohn Georg (8); sie *teilen* sich die dreihundert Quadratmeter einer Etage im *Fluxus*, dem ehemaligen Postbank-Tower unweit des Essener Hauptbahnhofs. Auf „teilen“ legen vor allem Leni und Carl besonderen Wert, weil sie bei allem Familiensinn mittlerweile keine Lust mehr haben, Georgs „raumgreifender Lebensführung“, wie sie es nennen, in jeder Ecke des 300 qm-Appartments ausgesetzt zu sein. Das Apartment hat also seine klaren, aber immer wieder neu verhandelbaren Terrains: Es kann schließlich sehr gut sein, daß Georg in ein paar Monaten von der (leider) unendlichen Weite der legendären Insel Mata Nui, die es von der bösen Macht Makuta zu befreien gilt, genug hat, und Leni ihrerseits für ihre neueste Kollektion ganz schnell vier oder fünf Studierende der *design-school Zollverein* anwerben muß. Zur Zeit gibt es aber „Anwerbestop“: Wegen der eher dürftigen Auftragslage ihres Ateliers – und wegen Makuta.

Carl und Leni wohnten schon vor der Geburt Georgs im Tower und zählen damit zu den ersten, die das jahrelang leerstehende Bürohochhaus der Postbank zu ihrer Neuen Heimat gemacht haben. Seit langem sind alle Geschoße mit neuen Bewohner/innen, gemeinschaftlichen oder öffentlichen Einrichtungen belegt und Fluxus hat sich – zu Anfang weitgehend ungeplant, aber im weiteren Verlauf immer häufiger auch mit Blick auf die New Yorker Erfahrungen bei der Konversion von Wolkenkratzern – zu einem kleinen, *urbanen Dorf* entwickelt.

Zum einen liegt dies sicher daran, daß die Bewoh-

ner/innen, genau wie Carl, Leni und Georg, ein sehr egalitäres Verständnis des Wohnens und der Kultur des Zusammenlebens pflegen: Die Ansprüche an den Raum im jeweiligen Apartment und im gesamten *Fluxus* sind grundsätzlich gleichberechtigt und verhandelbar, und das ganze Gebäude bietet durch die vielen, immer gleichen Grundrisse nahezu überall die gleichen Voraussetzungen für dieses Kombinieren und Aushandeln von Ansprüchen und Interessen. Daß dies hier im Tower besonders gut gelingt, hat viel mit dem fast unverschämt großen Raumangebot zu tun: Einhundert Quadratmeter pro Person (wie bei Leni, Carl und Georg) ist noch eher die untere Grenze. Das Wohnen im *Fluxus* ist also nicht ganz billig, aber – so sieht es jedenfalls Carl – Gleichheit hat auf *dieser* Welt nun mal seinen Preis.

Und zum zweiten – der Tower ist keine Wohnmaschine, sondern eine *Unité*. Auf vielen Geschoßen befinden sich gemeinschaftliche und öffentliche Einrichtungen: Der Convenience-Shop und das Restaurant im Erdgeschoß, der Sportclub in der zwölften und die Musikschule in der achtzehnten Etage, der gemeinschaftliche Garten für Haus-Parties natürlich auf dem Dach. Und dazwischen, in den Regelgeschoßen mit ihren loftartigen Apartments, wird eben auch nicht nur gewohnt: Die meisten, die hier leben, arbeiten auch hier – Lenis Atelier *LeRobe* (und nicht *L'Europe*, wie zu viele Kunden immer noch glauben) ist also alles andere als die Ausnahme.

Der *Verwandlung* des Essener Postbank-Towers in *Fluxus* folgten weitere *Unités* in der Städteregion Ruhr, die jedoch nicht nur auf alte Bürogebäude beschränkt geblieben sind: In Duisburg sind es vornehmlich ehemalige Speichergebäude, in Oberhausen mehrere Kirchen, Herne hatte gleich zwei leergezogene Kaufhäuser, die jetzt – allerdings mit einem stärkeren Anteil kleinerer Manufakturen – zu solchen urbanen Dörfern geworden sind.

Aber auch heute noch scheint das Reservoir an großen, *wirklich* großen Gebäuden unerschöpflich: Wenn von der Tradition des Ruhrgebiets als Region der 1000 Dörfer die Rede ist, dann ist das heute für Menschen wie Carl, Leni und Georg und deren Lebensentwürfe vor allem eines: Ein großes Zukunftsversprechen.

INSELLEBEN

Im Ruhrgebiet gibt es Räume, die man nur sehen kann, wenn man *neu* sieht. *Neues* sehen erfordert also zunächst *neues Sehen*; verändert sich die Perspektive, aus der man betrachtet, und verschiebt sich der Rahmen dessen, in dem man betrachtet, dann tauchen diese *Neuen* Räume auf. Daß die Städteregion im Norden eine die meisten der Ruhrgebietsstädte verbindende Insel (ein *Long Island*) besitzt, erkennen die Menschen der Region erst, seit sie die Perspektive der einzelnen Stadt (Gelsenkirchen, Herne, Oberhausen, Castrop-Rauxel etc.) verlassen und die regionale Dimension des Bereichs zwischen Emscher und Rhein-Herne-Kanal sehen. Zur Insel wird dieser Bereich aber auch erst dann, wenn Emscher und Kanal nicht als lineare Wasserwege zwischen Dortmund und Duisburg, sondern als räumliche Begrenzungen ihres Dazwischen, als *Rahmen* gesehen werden: Die Insel hat nun ihren Strand – und ein ihr

gegenüberliegendes *Festland*. Erst von diesem Zeitpunkt an *gibt* es diese Insel.

Wenn Babe (46) und Ruth (50) von ihren ersten Jahren auf dieser Insel, die immer noch keinen Namen hat, erzählen, dann sind es vor allem die versteckten, verwunschenen und häufig unzugänglichen Orte, über die sie ins Schwärmen geraten. Solche Orte gibt es immer noch, auch wenn seit dreißig Jahren fortwährend an und auf der Insel gebaut wird. Die Uferzonen im Süden sind schon überwiegend als öffentliche Räume (als Strände, Promenaden oder einfach nur als Radwege) nutzbar; einige Stadthäfen sind – wenn auch einige Nummern kleiner als *NewHaven* in Dortmund – zu neuen Wohn- und Arbeitsstandorten geworden; über den Kanal treiben schwimmende Villen; der Nordsternpark wird mehr und mehr zum Coney Island der Städteregion Ruhr (manchmal ist das Ruhrgebiet doch noch wie New York); und jetzt ist *Exopolis* am westlichen Ende der Insel eröffnet worden. Die leichte Wehmut, mit der Babe die Erfolgsstories „ihrer“ Insel schildert, ist wohl echt; andererseits ist sie mehr als stolz auf das Erreichte.

Babe ist Hausmeisterin im *Exopolis* – das Wort „Facility Managerin“ mag sie nicht so recht, weil heute alle möglichen Dinge „Facilities“ heißen – und deshalb ist die Insel jetzt auch ihr Arbeitsort. Jeden Morgen und jeden Abend fährt sie mit dem Schnellboot fast vom einen Ende der Insel zum andern. Nach zehn Jahren *Wohnen auf der Insel* ist das eine ganz neue Perspektive vom *Inselleben*: Menschen wollen meist nur auf Inseln *wohnen*, sie als ihr luxuriöses Refugium betrachten und mit dieser Aura des exklusiv Abgeschiedenen jede Insel zu einem besonderen Ort machen. Bei Babe war es schließlich genauso; aber jetzt – das *Arbeiten* auf einer solchen Insel, an ihrem anderen Ende, macht vieles anders.

Vielleicht ist das der Grund, warum Babe und Ruth in letzter Zeit so oft über die Zukunft „ihrer“ Insel streiten. Ruth ist Künstlerin und so etwas wie die *Charity Lady*, die *Gute Seele* der Insel; es gab hier in den letzten zehn Jahren kaum ein Ehrenamt, das Ruth nicht bekleidet hat. Ihr Engagement galt von Anfang an den versteckten und verwunschenen Schönheiten der Insel, seit sie mit Babe damals von Blankenstein nach Crange gekommen war. Deshalb sieht sie vieles, was Babe „und ihr *Exopolis*“ mittlerweile als Neuerung der Region feiern, mit einiger Skepsis.

Was Ruth mit den „verwunschenen Schönheiten“ ihrer Insel, aber auch mit jenen der Städteregion Ruhr im Ganzen meint, hat sie in all den Jahren in ihrem Garten *en miniature* nachgestellt – arrangiert. Ruths Garten ist kaum zugänglich und nie ganz zu überblicken. Der Garten scheint von zahllosen kleinen Wesen bevölkert: An Zäunen und Hecken gruppiert, von Ästen herabhängend oder halb eingegraben, in Sessel und Betten gesetzt, die hier überall im Garten herumstehen. Alles sieht zufällig, beziehungslos aus und dann doch wieder nicht. Alles macht Sinn. Der Garten, seine Komposition sind von rätselhafter Schönheit; Babe und Ruth nennen ihn „*Graceland*“. *Graceland* kommt in keinem Lehrbuch der Gartenarchitektur vor.